Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 42 (1938-1939)
Heft: 11

Nachruf: Maria Waser †
Autor: Seelig, Carl

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Maria Waser †.

Von Carl Seelig.

Einmal, als Kind, stand Maria Waser im Garten und schaute verzaubert, wie am Junihimmel die Sonne durch die Regenwolken brach. Ringsum atmete die Natur, die Vögel sangen, und alles duftete, tönte, glitzerte, lebte. Beglückt eilte sie ins Haus, um die anderen zu holen. Die aber saßen im schattigen Zimmer, plauderten mit einer Nachbarin und wünschten nicht gestört zu werden. Das empörte das empfindsame, leidenschaftliche Mädchen so sehr, daß es sich ins nasse Gras warf und heulte: „Dinne hocke si und gseh nüt und wei nüt gseh!" Noch lange wurde die Dichterin von diesem Erlebnis gepeinigt. Unbegreiflich schien es ihr, daß viele Menschen mit sorghaft auf ihre eigenen Füße gerichteten Blicken durch die Herrlichkeit der Welt gehen, ohne sie zu sehen. „Hängen sich ans nahe Kleine und sehen das weite Große nicht. Treiben herum in ihrem Trübsinn, ärgern sich und die andern, quälen sich und die andern, leben weder in sich noch in den andern noch in den Dingen, sondern immer daran vorbei. Das Glück erhebt sie nicht, Unglück erschüttert sie nicht, Schmerz ist ihnen bloß Leid, Krankheit bloß Teufelei, Kampf bloß Widerwart, Nacht Schrecknis, Tod Angstgespenst, denn sie wissen weder von der Sendung der hellen Mächte, noch von der Segnung der dunkeln Gewalten. Sie verpassen die wahren erfüllenden Freuden und jagen denen nach, die uns leer machen, verpassen die wahren Wunder und haschen nach Scheinwundern und spüren das Göttliche nicht, weder in sich noch in den andern. So darben sie mitten im Reichtum, jammern, rächen sich für ihren Jammer an den andern und serbeln am Leben, statt sich vom Leben segnen zu lassen."

Wer das Glück hatte, mit Maria Waser in persönliche Berührung zu treten, wurde angehaucht von der Wärme des Lichtes, das sie in sich trug. Ein Glanz überirdischer Heiterkeit übergoß ihr menschlich-schönes Gesicht, als sie aus den

Blumengedichten vorlas, die ihr letztes Buch werden sollten. Es ist als „Das besinnliche Blumenjahr" zu ihrem 60. Geburtstag erschienen, mit Aquarellen ihrer Schwester Hedwig. Darin erzählt sie von den samtenen Stiefmütterchen, die sie „mütterleinfromm unter großen Hauben, wie Eulen düster, stolzkropfig wie Tauben, morgenstrahlend und mitternachtdunkel" dünkten, und noch hören wir ihre innige Stimme beben, als sie las:

„Du Blumenjahr, du schnelle Lebensreise!
Schneeglöckchen ehegestern, gestern Rosen
Und heute schon die blassen Herbstzeitlosen.
Die Nebel wehn. Die Stimmen werden leiser..."

Ein einziges Mal noch, schon von den Schatten des Todes getroffen, ist sie vor dem Forum der Öffentlichkeit erschienen, um über „Schwyzerart und Schwyzergeischt" zu reden. Das war am 18. Dezember 1938, als ihr im Zürcher Rathaus der Literaturpreis der Stadt Zürich überreicht wurde. Die herzlichen Ovationen der Zuhörer im Ohr, fuhr sie von dieser vorweihnachtlichen Sonntagsmatinée in die Klinik zurück, wo sie am 19. Januar in der Morgenfrühe starb, tapfer und mit dem heimlichen Lächeln auf dem Gesicht, das es oft überirdisch umspielte.

Für Maria Wasers dichterisches Werk ist der ausgiebigste Quell die Jugendzeit geworden. Als sie am 15. Oktober 1878 geboren wurde, hatte man zwar im Hause des Landarztes Krebs in Herzogenbuchsee einen Knaben erwartet. So sicher wurde mit seiner Ankunft gerechnet, daß Maria noch tagelang nach der Geburt als Er bezeichnet wurde. Der Vater war es, der sie die Sterne kennen lernte, die Blumen und Tiere, während sie von der heiteren Mutter die Lust erbte, zu fabulieren. Mit den zwei älteren Schwestern hielt sie gute Freundschaft; um so rein und sanft zu werden wie die Zweitjüngste, aß sie heimlich Liliensamen. Doch nicht diese, sondern ihr gütiges, in Schmerzen erfahrenes Herz hat sie später zur Sanftheit erzogen. Es ist gewiß kein Zufall, wenn sie schon früh gegen alles Lärmig-Festliche einen eigentlichen Widerwillen empfand. Vor dem Quieken eines Karussels ergriff sie schon von weitem die Flucht. Darum ist ihr das gemächliche Bern lange Zeit lieber geblieben als das betriebsamere Zürich, in dessen protestantisch-nüchternes, merkantiles Wesen sie sich nur zögernd einlebte. Die geistige Regsamkeit des väterlichen Hauses, wo Männer wie der berühmte Chirurg Theodor Kocher, der Philologe Georg Finsler und der mit der Familie Krebs entfernt verwandte Maler Ferdinand Hodler verkehrten, lehrte Maria Waser schon früh, bedeutende Ansprüche an die Gesellschaft zu stellen. Sie ist noch auf den Knien des Generals Herzog gesessen, den sie den Friedensgeneral zu nennen liebte. Tränen der Rührung standen in seinen Augen, als sie ihm ein Blumenbukett überreichte. Der alte Mann hatte damals viel Kummer, und Maria Waser wäre keine Verehrerin von Pestalozzi gewesen, wenn sie daraus nicht die anmutige Lehre gezogen hätte: „Es kann einer noch so hoch in Ehren stehen, der gemeine Verdruß vermag doch seinen Mut zu verdüstern, und es kann ein Mann noch so alt und erhaben sein, eine kleine Freundlichkeit vermag ihn zu erfreuen." Im gleichen Buch — im „Sinnbild des Lebens," das für Maria Wasers Persönlichkeit besonders aufschlußreich ist — erzählt sie, wie sie, von der ersten Welschlandreise zurückkehrend, daheim das Lob der mächtigen Schweiz erbrausen ließ. Ihrer Begeisterung setzte die Köchin grollend den ersten Dämpfer auf: „Die Schweiz groß? Jawohl! Grad das kleinste unter den Ländern sei sie und sitze in Europa wie der Marmel im Mistbeet oder die Fliege im Eiertätsch. Nicht vergebens reime Schweiz auf Geiz; das komme, weil man so sparen müsse mit dem Fränkli. Einmal habe sie in Bern einen Bundesrat gesehen, herrjeh, was der für eine Kutte trug! Und von der Bundesrätin habe man ihr erzählt, die hüte den Ankenhafen wie der Teufel die arme Seel', so müsse sie sparen mit dem Feißen." Wundert man sich, daß die gütige Mutter die Kinder tröstete, unser Land sei das Herzland Europas, und Herzen brauchen nicht groß zu sein, wenn sie nur die rechte Pulskraft besitzen?

Früh wurde Maria durch den Vater mit den klassischen Dichtern und Philologen vertraut gemacht. Sie ist das zweite Mädchen gewesen, das am Berner Gymnasium aufgenommen wurde, und zwar auf Anraten von J. V. Widmann. Mit Begeisterung erzählte sie später von den griechischen Abendlesestunden, die Georg Finsler veranstaltete und woran Männer wie der Rechtslehrer Eugen Huber, Bundesrat Emil Welti und der Romanist Heinrich Morf teilnahmen. Von J. V. Widmann schwärmte sie: „Sein Feuilleton war nicht nur von ihm beherrscht, es war von ihm bewohnt und erfüllt. Es war sein Haus, seine Bühne, seine Kanzel, sein Gerichtssaal, seine Plauderecke, sein heimlich-wonniges Babylönchen, und es ist nicht auszurechnen, wieviel An-

trieb dieser bewegliche Geist ins schwerfällige Bernerblut brachte durch sein Feuer, seine Unerschrockenheit, seine immer wache Kritik, durch seinen Spott und seine wienerische Grazie."

Nach der Maturität setzte Maria Waser die geschichtlichen und literarischen Studien an den Universitäten Lausanne und Bern fort. Monatelang saß sie im bernischen Staatsarchiv über vergilbten Urkunden. 1902 erhielt sie den Doktorhut; ihre Dissertation befaßte sich mit der bernischen, baslerischen und solothurnischen Politik von 1466 bis 1468. Die dichterische Frucht jenes Aktenstudiums wurde später der Geschichtenband „Von der Liebe und vom Tode". Vorerst begab sich die junge Wissenschaftlerin aber auf Reisen nach England, Frankreich, Griechenland und Italien. Wunderbar heimisch fühlte sie sich in Florenz, wo sie bei der Schriftstellerin Vernon Lee wohnte, von der Bernard Shaw rühmend schrieb: „Ich ziehe meinen Hut vor dem einzigen Mann im heutigen England, vor Vernon Lee!" Auch diese Zeit hat Maria Waser später poetisch geformt. Damals wurde ihr die Redaktion der verdienstvollen Zeitschrift „Die Schweiz" angetragen, die sie von 1904—1919 leitete. Durch sie wurde sie mit den künstlerischen Kräften unseres Landes bekannt; aber es ist kein Zweifel, daß ihr diese aufreibende Tätigkeit auch oft den Mut genommen hat, selbst zu schreiben. Erst als Fünfunddreißigjährige hat sie ihren ersten Roman veröffentlicht. Es war „Die Geschichte der Anna Waser", diese frische Lebensschilderung einer zürcherischen Patrizierfamilie im 17. Jahrhundert, in der berichtet wird, wie eine Malerin durch ihre geistige Begabung und Lebensfülle aus dem angestammten Kreis hinauswächst, ohne sich von ihm losreißen zu können. Inzwischen hatte die Autorin durch ihre Verheiratung mit dem Archäologen Prof. Dr. Otto Waser selbst den Namen Waser angenommen. Als junges Mädchen hatte sie freilich geschworen, nie zu heiraten. Der Grund war, weil eine Lehrerin einmal das seltsame Ansinnen gestellt hatte, ihre Schülerinnen sollten die Herrenkleider mit den eigenen Haaren flicken. Als Maria dagegen rebellierte, erhielt sie die Antwort: „Denk, wie froh du einmal sein wirst, wenn du deinem Manne die Hosen so schön ausbessern kannst!" Gerade in diesem Augenblick zogen die Kadetten mit lustigem Trommelwirbel vorbei. Marias Herz schrie: „War das vielleicht Frauenschicksal? Stumm und verbissen in dumpfen Winkeln sitzen, wenn draußen das Leben aufwirbelt? Mit krummem Rücken über mühsamer Arbeit sitzen, flicken, was jene zerrissen, ausbessern, mit dem eigenen Blute wieder herstellen, was jene im lustigen Leben vertollt?" Tapfer hat sie später dennoch die Hosenböden ihrer Buben geflickt — freilich nicht mit den Haaren, wie es jene Lehrerin wollte.

Rückblickend sinnierte die Dichterin einmal, daß man von allen ihren Buchgestalten sagen könnte, daß sie durch eigene Schuld weit mehr Schmerzen leiden mußten, als sie ihnen das Schicksal eigentlich zudachte. Voll Resignation und bittersüßer Melancholie ist der Roman „Wir Narren von gestern" (1922). Durch einen Strom innerer Kräfte wird darin die Frau so stark, daß sie die äußere Beschränktheit in der Ehe und durch den Mann willig auf sich nimmt. Mit ihr sympathisierend, hat Maria Waser in einer Autobiographie geäußert, daß der Sinn ihres Lebens nicht Führen war, sondern Dienen. Denn „das Leben hat mich bunte Wege geführt, weit herum durch mancherlei Land, und da ich meiner im Grund einsamen Natur gemäß meist daneben stand, hatte ich Muße zur Betrachtung. Ich lernte die Ausgezeichneten kennen und die Gezeichneten und den breiten Strom der Namenlosen zwischen ihnen. Aber alle wertenden Unterscheidungen vergaß ich schließlich über dieser einen, nach der sich mir alles Erdenvolk in zwei Menschheiten teilt: die Selbstliebenden, die mit dem Leben spielen — die Liebenden, die ihm dienen. Am Schaukelspiel ihrer Kräfte hängt Auf- und Niedergang dieser Welt. ... Die große Schule des Dienens ist aber die Mutterschaft!"

Für die kunsthistorischen Neigungen der Dichterin zeugen „Der heilige Weg, ein Bekenntnis zu Hellas" und die „Wege zu Hodler". Auch J. V. Widmann hat sie dankbar eine menschlich-schöne Biographie gewidmet. Unter den Novellen- und Geschichtenbüchern fand „Scala santa" viel Beachtung. Auch „Das Gespenst im Antistitium" und die aus dem Waldwinkel ihrer Heimat gewachsene Geschichte vom Jätvreni wird man zu ihren starken Arbeiten zählen. Nach zwei kompositorisch schwächeren, innerlich jedoch leuchtkräftigen Romanwerken („Wende" und „Land unter Sternen") ist ihr vor fünf Jahren abermals ein bewegendes Buch gelungen: die „Begegnung am Abend", in dem sie ihre Erinnerungen an den großen, in Zürich gestorbenen Hirnanatomen Constantin von Monakow geschildert hat. Darnach erschien im Jahr 1936 noch das „Sinnbild des

Lebens", in dem die Dichterin den Blick gemächlich rückwärts wandte, um mit lächelndem Wohlwollen die Kleinwelt ihres Herkommens zu betrachten. Immer mehr ist aus ihren Werken das Revoltierende, jugendlich Stürmische verschwunden, um dem Zauber der Kleinmalerei und der innigen Betrachtung Platz zu machen. Zärtlich hat sie in diesem Buch das Vaterhaus und die Nachbarhäuser ihrer Jugend geöffnet, um den Lesern alles zu zeigen, was ihr damals lieb und wichtig war.

Nochmals strömte am 23. Januar eine große Schar von Freunden zusammen, um in der Fraumünsterkirche in Zürich von Maria Waser Abschied zu nehmen. Aus den Trauerreden erfuhr man, daß sie der zürcherischen Sektion des Vereins für Verbreitung guter Schriften durch Abfassung sorgfältiger literarischer Gutachten viele wertvolle Dienste geleistet hat. Fast ein Vierteljahrhundert lang gehörte sie ihr an. Doch wäre es nach dem Geschmack der Dichterin, ein großes Rühmen um sie zu machen? Ihre Werke sind standhaftere Monumente, als sie unser Wort errichten könnte. Vor einem Jahrzehnt hat sie den Wunsch ausgesprochen: „Ich möchte, daß meine Bücher, deren Ursprung heiße Liebe zu Landschaft und Gestalt ist und das Rätseln am ewigen Wunder des Menschenherzens, sich einmal alle unter diesem Titel vereinen ließen: Von der Liebe und vom Leben!" Diesen Titel hat sie redlich verdient, durch ein gutes Herz und ein gutes Werk.

Der junge Maler*.

Von Gottfried Keller.

Mit einer Mappe und Zubehör versehen, lief ich bereits unter den grünen Hallen des Bergwaldes hin, jeden Baum betrachtend, aber nirgends eigentlich einen Gegenstand sehend, weil der stolze Wald eng verschlungen, Arm in Arm stand und mir keinen seiner Söhne einzeln preisgab; die Sträucher und Steine, die Kräuter und Blumen, die Formen des Bodens schmiegten und duckten sich unter den Schutz der Bäume und verbanden sich überall mit dem großen Ganzen, welches mir lächelnd nachsah und meiner Ratlosigkeit zu spotten schien. Endlich trat ein gewaltiger Buchbaum mit reichem Stamme und prächtigem Mantel und Krone herausfordernd vor die verschränkten Reihen, wie ein König aus alter Zeit, der den Feind zum Einzelkampfe aufruft. Dieser Recke war in jedem Aste und jeder Laubmasse so fest und klar, so lebens- und gottesfreudig, daß seine Sicherheit mich blendete und ich mit leichter Mühe seine Gestalt bezwingen zu können wähnte. Schon saß ich vor ihm und meine Hand lag mit dem Stifte auf dem weißen Papiere, indessen eine geraume Weile verging, eh ich mich zu dem ersten Strich entschließen konnte; denn je mehr ich den Riesen an einer bestimmten Stelle genauer ansah, desto unnahbarer schien mir dieselbe und mit jeder Minute verlor ich mehr meine Unbefangenheit. Endlich wagte ich, von unten anfangend, einige Striche und suchte den schön gegliederten Fuß des mächtigen Stammes festzuhalten; aber was ich machte, war leben- und bedeutungslos; die Sonnenstrahlen spielten durch das Laub auf dem Stamme, beleuchteten die markigen Züge und ließen sie wieder verschwinden, bald lächelte ein grauer Silberfleck, bald eine saftige Moosstelle aus dem Helldunkel, bald schwankte ein aus den Wurzeln sprossendes Zweiglein im Lichte, ein Reflex ließ auf der dunkelsten Schattenseite eine neue mit Flechten bezogene Linie entdecken, bis alles wieder verschwand und neuen Erscheinungen Raum gab, während der Baum in seiner Größe immer gleich ruhig dastand und in seinem Innern ein geisterhaftes Flüstern vernehmen ließ. Aber hastig und blindlings zeichnete ich weiter, mich selbst betrügend, baute Lage auf Lage, mich ängstlich nur an die Partie haltend, welche ich gerade zeichnete, und gänzlich unfähig sie in ein Verhältnis zum Ganzen zu bringen, abgesehen von der Formlosigkeit der einzelnen Striche. Die Gestalt auf meinem Papiere wuchs ins Ungeheuerliche, besonders in die Breite, und als ich an die Krone kam, fand ich keinen Raum mehr für sie und mußte sie, breit gezogen und niedrig, wie die Stirne eines Lumpen, auf den unförmlichen Klumpen zwingen, daß der Rand des Bogens dicht am letzten Blatte stand, während der Fuß unten im Leeren taumelte. Wie ich aufsah und endlich das Ganze überflog, grinste ein lächerliches Zerrbild mich an, wie ein Zwerg aus einem Hohlspiegel; die lebendige Buche aber strahlte noch einen Augenblick in noch größerer Majestät als vorher, wie um meine Ohnmacht zu verspotten; dann

* Aus dem Grünen Heinrich.